

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

182 (9.8.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 64

Am Vierwaldstätter See.

Von Hermann Gesse.

(Nachdr. verb.)

1. Abwärts vom Weg.

Der Wanderer lag abwärts des Weges in der warmen Sonne. Sein Blick ging dem Ziele des Lichtes auf dem gelben Felsen nach, sein Ohr ruhte im Geräusch des rüd-wärtigen Sturzabaches aus, welche aus der Ferne noch eben heranreichte, leis und stetig. Seine Seele, in leichtem Halbtraum ruhte wie ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln über dem lichten Rande seiner Kindheit. Ein brauner Falter flügelte langsam über der Straßenmauer und durchschnitt mit der unruhigen Linie seines Fluges die Umrisse der schmalen Seefläche, die dem Liegenden ins Auge leuchtete. Auf dem dunkelgrünen glänzenden Grunde spielte die matte Farbe der Falterflügel heller und reicher, die zarten Flügelränder zitterten wechselnd in einem weißlichen Lichtstreif, als ob der bewegte scharfe Umriß das Licht anzog.

Im Gedächtnis des Ruhenden stiegen die leidenschaftlichen Wonnen der Knabenzeit auf, die erregte Luft der sommerlichen Schmetterlingsjagd auf großblumigen Gartenbeeten und auf windstillen duftenden Matten und Gängen, über denen die heiße Luft in glänzenden Wellen zitterte.

Dem Träumer glitten unvermerkt die schwer gewordenen Augenlider über den ermüdeten Blick. Sein Traum lief in atemloser Luft falterjagend über heimatische Matten, und aus der entschleierten Tiefe seiner Erinnerungen überkam den Schläfer eine langvergeffene Sehnsucht aus Kinderzeiten — einen Apollo zu sehen. Das Ziel begieriger Knabenvünsche, schneeweiß mit roten Flecken, hing das Bild des schönen Falterkönigs vor ihm im Blauen. Vertraut und leis anklingend traten andere seltsam liebe Melodien aus vergangenen Jahren heran. Ueber den Schlafgedanken des Wanderers wölkte sich wunderhell und zart der Himmel seiner Kindheit in sehnlicher Bläue empor.

Ein leichter Wind flog kühl vom jenseitigen Gebirge her und traf die gefenkte Stirn des Schlafenden. Rächelnd und langsam schlug er die Augen auf, von der Klarheit der reinen Seeluft und von den frühlich leuchtenden Farben der Landschaft erquickt. Er richtete sich wohligh auf. Da gliht ein weißer Schein an ihm vorüber. Er hielt inne, er blickte lauschend auf. Unhörbar und ruhig senkte sich ein heller Schmetterling in elegantem Wogen aus der Luft herab, flog am Boden hin, flatterte, umschau haltend, und blieb an der abschüssigen, sonnenbeglänzten Fläche eines Felsens hängen. Er schien zu lauschen, er bewegte die feinen Fühlhörner und dann breitete er alle vier Flügel weit und ruhig im warmen Lichte aus. Apollo! Auf den seidenen weißen Flügeln traten dunklere Adern in zarten Linien mit metallischem Glanze hervor und mitten aus dem weißen, seidenen Grunde glänzten hellblutrot die prachtvollen Augen.

Der Apollo schlug die Flügel zusammen, daß ihre vornehm längliche Form mit der untadeligen Rundung der Oberflügel deutlich sichtbar ward, breitete sie noch einmal wohligh, wie atemholend, in voller Dehnung aus und flog auf. Er flog vom Felsen auf die Spitze einer hohen violetten Dufel, von da gegen den See in die dunklere Tiefe. Dann erhob er sich wieder, schwebte einen Augenblick ungeschlüssig, tat plötzlich eine Reihe tauchender Flügelschläge und beschwand nach oben in den tiefen, leuchtenden Himmel.

2. Abendfarben.

Ende August in Wignau. Eine lange Reihe prächtvoll heißer Tage und klarer, glühend herrlicher Abende glänzte über dem See. In dieser Zeit ruberte ich Tag für Tag zur Stunde des Sonnenuntergangs langsam vor der am Fuß des Bürgenstocks gelegenen Matt her nach Wignau zurück und hatte Tag für Tag mit geringen Wanderungen denselben Anblick des Sees gegen Wagnern, wo sich die Sonne auf die weißlich umblinneten Hügel senkte. Der See war jedesmal um diese Stunde fast völlig ölgatt, selten vielleicht von einem leisen, warmen Winde bestrichen, der die Fläche nur schwach und stellenweise kräuselte.

Dieser oft wiederholte Anblick hat sich mir so schön und fest eingepreßt, daß ich ihn wie ein oft gelesenes Lied jederzeit wecken und wieder genießen kann. Wenn ihr wollt, kann ich ihn auch mit der Treue einer Chronik beschreiben. Stellet euch vor, ihr sähet im Kleinen Ruderboot, zwischen Matt und Hügelan, mitten auf der Seebrette und bewegt euch langsam gegen Wignau, dem ihr als Ruderer also den Rücken kehrt. Nur müßt ihr euch keine Bootfahrt mit Gesellschaft, Gesang und Gespräch vorstellen, nicht einmal eine Fahrt zu zweien mit einem Freunde oder mit einer Braut, sondern ihr müßt allein sein, müßt etwas von der leidenschaftlichen Liebe des Einsamen in euch tragen. Dann seht ihr folgendes: Vor euch steht scharf und dunkel die schmale Bootspitze gegen die glänzende Seefläche. Das Wasser hat noch die tiefgrüne Färbung des Spätnachmittags und schimmert weiter hinaus in bläulich weißem Silberton, welcher langsam, fast unmerklich, einen silbernen, warmen Anflug von Gold bekommt. Gegen den Bürgenstock verdunkelt sich das Wasser in vielen Uebergängen bis zu einem schweren Tintenblau, von welchem der weißgelblich helle, schmale Uferstreif sich auffallend abhebt. Ohne diesen lichten Streifen, der vom Durchschimmern des hellen Strandgesteins herrührt, würde das Ufer nach dieser Seite viel ferner erscheinen; der weißliche Strich zieht es dem Auge fast gewaltiam näher. Das stark beleuchtete hellgrüne Ufer der Rigiseite hat denselben Uferstreifen, der hier jedoch unauffällig mit der lichten Seefarbe verschwimmt. Hier spiegelt sich auch die langgezogene Wand des Rigi mit den icklichen runden Felstürmen und hellen Matten klar und unverändert, während zerfetzt der Spiegel der Hammetschwand nur wie ein trüber Schatten im Wasser liegt.

Jetzt beginnen die einzelnen weißen Wölkchen über euch sich goldig zu färben. Ihr blicket nach der niedrig stehenden Sonne und bemerkt dabei, daß in der Ferne der See nicht mehr bläulich und silbern, sondern völlig goldgelbgelblich wie eine blankte Messingscheibe ist. Und die Grenze des Goldfeldes rückt zusehends näher, fast bis zu den Schiffsländen von Rührüten und Weggis mit einem schwach blendendem, dem Auge aber noch wohl erträglichen Gelbth.

Und nun beginnt die Sonne tiefer zu leuchten und größer zu werden. Was vom Boot aus noch von grüner Seefläche zu sehen war, hüllt sich in ein großes Farbenspiel, das zwischen Gold und Rotbraun in allen Nuancen leuchtet und an windbewegten Stellen zum brennenden Scharlach wird. Hier hört die Zuverlässigkeit des Sehens auf und werden alle Farbenbestimmungen ungewiß, ihr könnt nur zurückgelehnt mit Erstaunen ein Meer von warmen, rot und goldenen Tönen wahrnehmen, das in unerhörten Rhythmen flutet und immer wechselt und immer dasselbe ist.

Das dauert an klaren Tagen so lange, bis die Sonne den Horizont berührt. Da wird sie tief rot und der See verwandelt sich wunderbar. Er ist so weit, ihr blicket mattgoldenen mit blaugrünem Anhauch, so wie in Kürze der westliche Himmel aussehen wird. Und mitten durch die goldene Flut geht eine breite, unendlich lange Brücke aus Feuer, beim fernen Ufer rot und licht beginnend und endigend in einer maßlos tiefen, sattam purpurnen Lobe. Das ist der Spiegel der roten Sonnenscheibe während der Minuten des Untergangs. Ganz nahe vor eurem

den kleinen Witz, Emma's Erblasser, an der Hand gerit und erklärt, der Wenzel sei eben von ihm im Gang beim Versuch, den Gasbehälter zu schließen, erlappt worden. Auf Witten der Danten wird ihm die Strafe erlassen, er muß jedoch gleich zu Bett. Er geht aber zuvor auf Schön-Emma zu und sagt treuherzig, zum Entsetzen des verlebten Pärchens: „Da Emma, hast deine zwanzig Pfennig wieder, weil heut doch nichts mehr zu machen ist.“

Literatur.

Von der kommunalen Praxis liegen uns die beiden ersten Hefte des III. Quartals 1909 vor. Wer sich für Kommunalpolitik interessiert und die „Kommunale Praxis“ noch nicht abonniert hat, hole dies schnellstens nach. Die bereits erschienenen Hefte werden nachgeliefert. Abonnements zum Preise von 3 M. pro Quartal nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen. Probenummern vom Verlage der Buchhandlung Vorwärts gratis.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, Verlag von Paul Singer), ist uns Nr. 21 des 19. Jahrganges zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Aufruf des Parteivorstandes zum Parteitag. — Von der Frauenarbeit in Preußen. II. Von Gh. — Zur Frage der Zwangs-erziehung für weibliche Minderjährige. Von Gbg. — Heime für Textilarbeiterinnen. Von Martha Hoppe. (Schluß). — Williges Brot! Von ed. — Heimarbeit und Heimarbeitausstellung in der Schweiz. Von J. — Aus der Bewegung: Von der Agitation. — Von den Organisationen. — Aus dem sechsten sächsischen Reichstagswahlkreis. — Politische Rundschau. Von S. B. — Gewerkschaftliche Rundschau. — Notizenteil: Dienstreiberfrage. — Frauenarbeit auf dem Gebiet der Industrie, des Handels und Verkehrswesens. — Kellnerinnenfrage. — Frauenstimmrecht. — Sozialistische Frauenbewegung im Ausland. — Fürsorge für Mutter und Kind. — Verschiedenes.

Für unsere Mütter und Hausfrauen: Hoffnung. Von Johannes Schlap. — Ueber das Betrachten von Bildern: 2. Technische Winke. Von Dr. Wilhelm Hausenstein. — Wasser und Eis in ihrer Bedeutung für die Gestaltung der Erdoberfläche. Von Hannah Lewin-Dorsch. — Frau Sorge. Von Ludwig Jacobowski. — Die Mutter als Erzieherin. — Feuilleton: Paris. Von Honoré de Balzac. (Fortsetzung.)

Für unsere Kinder: Spruch. Von Marie Ebner-Eschenbach. — Die Familie Langbein. Von Robert Grösch. — Frau Mädel. Von Gottfried Keller. (Gebicht). — Eine Floßfahrt auf dem Main. IV. Auf dem Floß. Von Heinrich Wandt. — Wie schön ist die Welt. Von Emma Böck. (Gebicht). — Wigen, eine Mutter. Von Ernest Seton Thompson. (Fortsetzung.)

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf., durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. Jahresabonnement 2,60 M.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist soeben das 45. Heft des 27. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Zwischenfälle. — Ein sozialistisches Echo? Von S. Ströbel. — Der Sozialismus in Serbien. Von D. Luchowitsch. — Die Verkrüftung des Kleinhandels in den Vereinigten Staaten. Von Algernon Lee. — Zur Situation in der Jugendbewegung. Von Karl Wötter (Berlin). — Literarische Rundschau: Max Verworn, Allgemeine Physiologie. Von Lipsius. Deutsches statistisches Zentralblatt. Von ad. br. — Zeitschriftenchau.

Die „Neue Zeit“ erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und Rasporteurs zum Preise von 2,25 M. pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur pro Quartal abonniert werden. Das einzelne Heft kostet 25 Pf.

Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Briefkasten des Unterhaltungsblattes.

M. C. S. in Fr. „Im Kampf“ ist wegen des Schlussverses nicht zu verwenden. Wir wollen nicht nutzlos machen, sondern feuern „zum Kampf“.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Lebensverlängerung. Der Verlust an ökonomischen Werten infolge von Krankheiten, deren Verhütung im Bereich menschlicher Fähigkeit liegt, ist vom sozialpolitischen Standpunkt ein mächtiger Ansporn zur Verbesserung öffentlicher hygienischer Einrichtungen. In Amerika sind, wie das „Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung“ mitteilt, äußerst interessante amtliche Feststellungen nach dieser Richtung gemacht worden, und der zur Information des Präsidenten der Union dienenden „Conservation Commission“ zugestellt worden. Sie haben ergeben, daß der Verlust an Lebensdauer infolge vermeidbarer Todesfälle an Tuberkulose, Durchfall, Darmkatarrh, Augenentzündung, typhösen Erkrankungen und Diphtherie sich auf einen durchschnittlichen Wert von 7,8 Jahren beläuft. Ein Mitglied der genannten Kommission, Professor Irving Fisher, schlägt aus einer sorgfältigen Zusammenstellung der vermeidbaren Fälle unter den neunzehn für die Union hauptsächlich in Betracht kommenden Todesursachen, daß etwa ein Drittel der jetzt vorkommenden Todesfälle verhindert werden könnte. Dies würde einer Verlängerung der mittleren Lebensdauer um sogar mehr als 15 Jahre entsprechen. Der Einfluß einer derartigen Vermehrung der Lebenswerte auf die Industrie und die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse wäre ein ganz ungeheurer. Von ganz besonderer Bedeutung in dieser Hinsicht ist das Problem der Lebensverlängerung für die Versicherungsgesellschaften. Im Hinblick darauf hat Professor Fisher eine Eingabe an die Vereinigung der Präsidenten der Lebensversicherungsgesellschaften gerichtet, worin er, ganz abgesehen von den philanthropischen, die wirtschaftlichen Momente ins Treffen stellt, um die Unterstützung der Gesellschaften zur Förderung der volksgesundheitlichen Zwecke zu erlangen. Er vertritt den Standpunkt, daß die Gesellschaften sehr wohl 200 000 Dollars jährlich zu Zwecken des Schutzes des menschlichen Lebens aufwenden könnten, welcher Betrag nur etwa ein Viertel vom Hundert der gegenwärtigen Versicherungsprämien auf Wieben ausmachen würde. Dieser Betrag soll nicht zur Einrichtung von Krankenhäusern und Sanatorien verwandt werden, sondern zur Erziehung des Publikums in familiärer Beziehung, sowie zur Propaganda zwecks Interessierung der städtischen und staatlichen Behörden an Einrichtungen zum Schutze der Lebenserhaltung. Die Vereinigung der Präsidenten der Lebensversicherungsgesellschaften hat tatsächlich beschlossen, den Vorschlag in eingehende Erwägung zu ziehen und steht ihm wohlwollend gegenüber. Die vorbereitenden Arbeiten sind bereits in Angriff genommen worden.

Aus den Witzblättern.

„Jugend“.

Wahres Geschichtchen. Mädchen soll am nächsten Tag einen Ausflug machen. Da betet sie abends im Bett: „Lieber Gott, laß es doch morgen regnen.“ — „Aber was fällt dir ein, Kind?“ fragt die Mutter erstaunt. — Und die Kleine antwortet wie selbstverständlich: „Er macht's ja doch immer umgekehrt.“

Es sind schon einige Jahre her — wir hatten am Dresdner Residenztheater Premiere von Gerhard Hauptmanns „Ganese“. Da erlauchte ich, das Theater verlassend, folgendes Gespräch: „Nu, Papa, sag, wie hat dir denn das Stück gefallen?“ — „Ja! — Da muß m'r halt erst abwarten, was die Zeitungen drierer schreiben wer'n.“

Im hell beleuchteten Saal, bei Direktors, sieht eine animierte Gesellschaft geladener Gäste, darunter die „Flamme“ des Hausvaters Emma, der flotte Referendar K. Die Unterhaltung

Boote hebt ihr sie allüber und verbrennen, bis sie in einem goldigbraunen Schimmer erlischt. Ihr schaut empor. Auch am Horizont ist sie verschwunden, von jenseits rötet sie die Luft und Wolken und wirft euch die Hügel, hinter welche sie sinkt, mit scharfen Konturen überraschend entgegen. Indessen verleuchtet der See langsam und kleidet sich im Erlöschen in fantastisch schöne, schwelgerische Traumfarben, deren Anblick wie ein mächtiges Land oder wie eine wunderbare Sage aus Urzeiten herrührt.

Und rückwärts hinter euch, hinter dem Bauen und den Urnerbergen, sehet ihr, wenn ihr scharfsäugig seid, im rasch dunkelnden Himmel schon erste bleiche Sterne schimmern.

Tage der Freude.

(Einige Worte zum Kapitel „Kindererziehung“.)

I.

Schreiber dieses ist zwar noch ein junger Vater, sein ältester Sprößling zählt vier Jahre, auch will derselbe hier nicht etwa von Erfahrungen erzählen, aber einige Beobachtungen, die er gemacht, sind vielleicht der Mitteilung wert. Und wohl gerade deswegen der Mitteilung wert, da sie aus ungelehrtem Munde kommen. Es wird heute sehr viel über Kindererziehung geschrieben, viel Gutes, wohl aber noch mehr Ueberflüssiges; überflüssig deswegen, weil es zum großen Teil noch sehr verfrüht ist. Es wird meist bei den Eltern ein sehr hoher Bildungsgrad vorausgesetzt. Da wird verlangt, es sollen bei der Erziehung der Kinder die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Studien zu Grunde gelegt werden. Nun ich bitte, was weiß ein großer Teil unserer jungen Mütter von diesen Sachen? Nichts. — Der junge Vater soll sein Weibchen darüber aufklären. Ja, was weiß er denn? Auch nichts! Aber er meint etwas zu wissen. Er sucht zu erklären, sie versteht ihn nicht; und dann, ja, wehe dem armen Wurme, daß bei den nun folgenden Streitereien erzogen werden soll. Der armen jungen Mutter aber ist, wenn sie überhaupt das Glück hat, ihr Kind selbst erziehen zu können, wenn sie dieses ihr schönes Amt nicht den Krippen und Kleinkinderbewahranstalten überlassen muß, die Freude an der Erziehung sehr getrübt. Sie fühlt sich vielleicht sogar unfähig. Man hat mir von verschiedenen Büchern über Kindererziehung erzählt, die Worte Ethik und Aesthetik sollen keine unbedeutende Rolle darin spielen. Solche Bücher sind gewöhnlich sehr teuer — und das ist vielleicht ganz gut so; denn ich glaube, es steckt doch nur Theorie darin.

Das, was aber unseren jungen Müttern und Vätern fehlt — meine Wenigkeit nicht ausgenommen — ist vor allem das Praktische, vielleicht besser gesagt, das Natürliche. Und da glaube ich nun, könnten wir wohl leicht sehr gut von unseren Eltern lernen. Oder sollte unsere Erziehung eine solch schlechte gewesen sein, daß wir uns daran nichts abnehmen könnten; ich glaube es nicht. Denn wir sind doch stolz auf die Ertrugenschaften unserer Zeitgenossen, und womöglich auch auf eigene Erfolge. Sollten diese nicht die echte Grundlage in unserer Erziehung gefunden haben. Ich bin keiner von denen, die das Neue verachten, weil es der Großvater nicht gut findet, aber ich meine, man sollte über neue Theorien die alte Praktik nicht vergessen. Und das natürliche Empfinden der jungen Mutter wird vielleicht besser die Empfindungsmethode dem Wesen des Kindes anpassen lassen als die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Studien.

Vor allem aber möge bei der Kindererziehung die nervöse Gaste, die ja ein Zeichen unserer Zeit ist, fernbleiben, und einer überlegenen Ruhe Platz machen. Dann werden die Tage, die wir unseren Kindern widmen, Tage der Freude sein und bleiben.

Differenzen.

Die Wagnerischen Eheleute leben im allgemeinen ganz verträglich miteinander. Bloß in der Kindererziehung sind sie nicht immer eines Sinnes. Da kommen gelegentlich ernste Differenzen vor. Geut nun war wieder so eine Geschichte. Der Vater

hat eins der Kinder geschlagen und die Mutter ist empört dazwischen gefahren. Darauf haben sie selber eine heftige Auseinandersetzung gehabt des Inhalts, daß der Mann die Frau schwach und schlapp, und die Frau den Mann hart und roh genannt hat. Das geprügelte Kind ist weinend eingeschlafen, und die Eltern sitzen stumm und großend in verschiedenen Stubenecken. Wer von beiden hat nun recht?

Ich habe diesmal mit Absicht nicht einen bestimmten Einzelfall deutlich beschrieben, sondern nur ein allgemeines Vorkommnis angedeutet. Bei vielen Eltern ist es so, daß der eine Teil zur Milde neigt, der andere zur Strenge. Manchmal der Vater, manchmal die Mutter. Und selbst wo die Erziehungsart beider Eltern sich sehr nahe kommt, gibt es manchmal eine sehr heftige Auseinandersetzung der Meinungen. Wer hat dann recht?

Im einzelnen Falle hat manchmal der Milde, manchmal der Strenge recht (ohne dabei dem Prügel das Wort reden zu wollen). Im allgemeinen gesprochen: derjenige hat fast immer recht, der nur Zuschauer ist, der ruhig Blut behalten konnte. Wir beurteilen einen Fall von „Vergehen“ am Kinde total verschieden, je nachdem wir selbst erregt oder ruhig dabei sind. Der Erregte verliert zumeist vollkommen die Beherrschung und damit die Urteilsfähigkeit; er wird hingerissen vom momentanen Effekt, er überseht die Situation nicht mehr, überlegt nicht mehr, ob Vergehen und Strafe in einem vernünftigen Verhältnis stehen. Blindwütend rast sein Zorn daher, und die wenigsten sind stark genug, ihn im letzten Moment herumzuweisen. So stark mit erregt wird aber nur der, der gerade selber mit dem Kinde zusammengedrungen ist. Denn sein persönliches Wünschen und Wollen ist mit dem des Kindes zusammengeprallt. Es ist ein Kampf der Interessen, bei dem es dem Erwachsenen meist unangeheuer schwer wird, zurückzuweichen und nachzugeben. Wer aber dem Vorgange zuschaut, wer selber keinen persönlichen Anspruch zu verteidigen hat, der ist in ganz anderem Maße unbefangener, fähiger, urteilsfähiger; er merkt, wann die Grenze überschritten wurde, wann an die Stelle der Sachlichkeit die Gewalt trat. Darum ist seiner Meinung mehr zu trauen und mehr Gewicht beizulegen, als der des erregt kämpfenden. In hundert Streitfällen wird neunundneunzigmal das Urteil desjenigen richtig sein, der nicht selber mit den Kindern gerechnet, sondern nur zuschauend beobachtet hat, wie der andere Teil mit ihm rechte.

Nun wird die Gewichtigkeit dieses Urteils praktisch sehr oft wieder erheblich eingeschränkt durch die Art und Weise, wie es geäußert wird. Es ist ganz zwecklos, dem Erregten mit vernichtenden Verdammungsurteilen an den Kopf zu springen, wenn er falsch gehandelt hat. Wenn der Vater einmal zugeschlagen hat, so ist im Moment an dieser Sache nichts mehr zu ändern, so sehr sie vielleicht auch zu bedauern ist. Die Mutter muß dann noch immer so viel Selbstbeherrschung aufbieten, daß sie schweigen kann, bis der Zorn des Mannes „verraucht“ ist. Ganz falsch ist es jedenfalls, dem Manne vor dem Kinde nun eine Szene zu machen. Der Verderb an dem Kinde wird nur größer, wenn es auch jetzt noch mit anhören muß, wie Vater und Mutter sich beschimpfen. Also Ruhe vor dem Kinde und Ruhe vor dem noch „kochenden“ Manne. Aber mit dem wieder zur Besinnung gekommenen Manne dann freundlich und eindringlich besprochen und überlegt, wie solche häßliche Szenen vermieden werden können. Sie lassen sich bei gutem Willen sehr erheblich vermindern, wenn sie sich auch vielleicht bei keinem ganz vermeiden lassen. Wir sind alle Menschen mit Stimmungen und mit persönlichen Aergernissen; so sind wir auch allzumal Sünder. Um so besser für uns, wenn wir eine besonnene Milde neben uns sprechen hören.

Wo die Milde zur Schwäche wird? Das kann keiner dem andern sagen. Bei einem wirklich herzlich-freundschaftlichen Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist ein so peinliches Abwägen überflüssig. Gelegentliche Schwankungen nach beiden Seiten hin werden immer wieder ausgeglichen durch die Grundstimmung: Jedem, aber auch wirklich jedem, sein Recht.

„Ja, wir wollen unsere Suppe nach eigenem Rezept gekocht!“

Man schreibt uns: In Nr. 57 des Unterhaltungsblattes unserer Zeitung erinnert Frau Marie Schloß an das in der Heberschrift gegebene Wort eines oder mehrerer Arbeiter, welches ihre Abneigung gegen das Zentralhaus fundgetan. Es wird dabei dieses Wort als ein Zeichen „der Rückständigkeit in Arbeiterkreisen“ bezeichnet. Nun, diese Abneigung vieler Arbeiter gegen den Zentralhaushalt hat gewiß nicht ihren Grund in Rückständigkeit oder Mangel an Einsicht, wie es im genannten Artikel noch bezeichnet wird, sondern das gerade Gegenteil ist wohl der Fall. Nicht Rückständigkeit gegen die Frauen ist bei den Arbeitern maßgebend. Sein Kampf um Verbesserung seiner sozialen Lage gilt doch auch ohne weiteres dem Umstand, daß so viele Arbeiterfrauen im Erwerbsleben tätig sein müssen. Und mit wachsender Erbitterung sehen tausende von Männern, wie ihren Frauen das Recht, „Hausfrau zu sein“, immer mehr entzogen wird. Alle neuzeitlichen Einrichtungen können uns doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß eben der schönste und meistlichste Beruf der Frau der ist, Hausfrau und Mutter zu sein. Und wenn auch viele Frauen für immer auf diesen Beruf verzichtet haben oder verzichten mußten, so ist das kein Grund, denjenigen, die durch das Eingehen einer Ehe gezeit haben, daß sie gewollt sind, in diesem natürlichen Frauenberuf ihren Lebenszweck zu erblicken, einen Scheinerjak für das anzubieten, was ihnen die Ehe nun doch versagt. Ja, man schließt nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Einführung von Zentralhaushaltungen größerer Stills die Frauen noch weiter an ihre Erwerbstätigkeit binden würde. Es ist dafür ja wohl das schöne Wort von der Selbständigkeit der Frau geprägt worden, doch ist wohl kaum anzunehmen, daß die Mehrzahl der Arbeiterfrauen ihre Selbständigkeit im Haushalt gegen diese Art Selbständigkeit vertauschen möchte. Der Umstand, daß viele Frauen an das „Mitverdienen“ gebunden sind, ist wieder kein Grund, das Gegenteil nicht zu wollen, und möchten doch die vielen Kräfte, die beim Bearbeiten ähnlicher Probleme verbraucht werden, mitverwandelt werden zum Kampf um die Entlastung der Frau vom Erwerbszwang, sobald sie verheiratet ist.

Und welchen Ersatz für den kleinen Haushalt bietet dem Manne der Zentralhaushalt? Soll er sich auch hier wie in der Arbeitsstätte, der Organisation, den Vereinen und andern Orten nur als ein Stück der Allgemeinheit fühlen? Und daran, worauf die Heberschrift wohl zuerst schließen lies, sei zum Schluß nur mit einer Bemerkung erinnert. Man braucht noch lange kein Feinschmecker von Beruf zu sein, um zugeben zu müssen, daß das körperliche Wohlbehagen sehr viel von der Wahl und Zubereitung der Speisen abhängt. Darum wollen wir doch lieber unsere Suppe nach eigenem Rezept gekocht.

Aus allen Gebieten.

Gesundheitspflege. **Abendarbeit und Nachtruhe.** Die geistige Arbeit in den späten Abendstunden wirkt auf doppelte Weise schädigend auf den Schlaf. Erstens regt sie auf und verschucht damit die Ruhe, zweitens wirkt auch die Uebermüdung direkt nachteilig auf den Schlaf. Außer der Arbeit soll man aber nach dem Abendessen auch aufregende Gespräche oder Lektüre vermeiden, deren Gedankenverbindungen sich in den Schlaf fortsetzen würden. Auch körperliche Anstrengungen wirken ungünstig. Obwohl sie die Ermüdung steigern, bringen sie das Blut so sehr in Wallung, daß die zum Schlaf nötige Ruhe längere Zeit fehlen kann. Man sieht, wie verkehrt es ist, wenn hier und da als Mittel gegen Schlaflosigkeit Zimmerymnastik empfohlen wird. Dornblüth schreibt darüber in seiner „Hygiene der geistigen Arbeit“: „Sie kann wirklich höchstens dann unschädlich sein, wenn sie in sehr schonender Weise vorgenommen wird, und sie kann nur dann eine gewisse Wirkung ausüben, wenn der Schlaf in der vorhin angedeuteten Art infolge einer störenden Suggestion ausbleiben würde. Da kann die entgegengesetzte Suggestion, daß nämlich die Gymnastik Schlaf bewirkt, jene andere ausgleichen. Es leuchtet ein, daß es besser ist, sich von

Suggestionen und Gegen suggestionen frei zu halten und den Dingen wirklich auf den Grund zu gehen.“
Tagegen wirkt es tatsächlich gut auf den Schlaf, wenn am Nachmittage, nach Beendigung der eigentlichen geistigen Arbeit des Tages, hinreichende körperliche Ausarbeitung stattgefunden hatte. Zu beachten ist aber, daß bei Empfindlichen und Nervösen körperliche Ueberanstrengung den Schlaf verschüchelt.

Ueber den gesundheitlichen Wert des Turnens schreibt ein bedeutender Arzt folgendes: Längst ist die Frage entschieden, ist Turnen gesund oder nicht? Die Wissenschaft weist uns nach, wie durch die Turnübungen eine lebhafte Zirkulation des Blutes herbeigeführt wird, wie die Blutvellen den Körper rascher durchfließen, wodurch der Stoffwechsel beschleunigt und schlechte Stoffe ausgeschieden werden, die, wenn sie im Körper verharren, zu schweren Krankheiten führen. — Sie sagt uns ferner, daß durch diese lebhafte Zirkulation des Blutes das Herz getätigt und angeregt wird, energischer zu arbeiten.

Und auch folgendes über Frauenturnen dürfte interessieren: Und nicht nur körperlich, auch seelisch hat die Turnerei für die Frau hohen Wert, das fröhliche Leben auf dem Turnplatz, die Verbindung von Lied und Körperübung, trägt zu einer heiteren Lebensauffassung bei. Denn jene von den körperlichen Bewegungen erzeugten Muskelwellen wirken nicht nur wohlthätig auf die Organe ein, sie umspielen die Empfindungsnerven und lassen im Gehirn heitere Saiten unseres Gefühls anklängen; darum wird man stets in Turnerkreisen einer harmlosen Fröhlichkeit begegnen und ein fröhlicher Mensch ist immer gesund.

Mit der gesundheitlichen Wirkung geht Hand in Hand ein sittlicher Grundzug, das Aufgehen des eigenen Selbst in der Masse, ohne seine persönliche Freiheit zu opfern, der Sinn für Kameradschaftlichkeit. Er reicht der Turnschwester bei der Uebung die hilfreiche Hand, setzt sein Können im Dienst und zum Wohle der andern ein und führt die Herzen auf fröhlicher Wanderung durch die Heimat in Freundschaft zusammen.

All diese Faktoren vereint die Frauenturnerei zu einem harmonischen Ganzen und steht heute neben dem sich mächtig ausbreitenden Männerturnen als eine segensreiche Schöpfung da.

Allerlei.

Intelligenz und Schönheit. In früheren Zeiten konnte man oft hören, daß Klugheit und Schönheit sich selten bei einer Frau vereinigen. Heute wird von Leuten, die sich mit dieser Art der Frauenfrage beschäftigen, die Meinung vertreten, daß ein kluger Geist und ein schönes Gesicht sich weitaus häufiger zusammenfinden, als daß eins ohne das andere existiert. „Eine Frau, die in die Welt paßt, ist selten häßlich“, führt in einer englischen Frauenzeitung eine Schriftstellerin aus, und ihre Ansicht wurde von einer Schönheitsdoktorin des Londoner Westends bestätigt, deren Meinung die Redaktion eingeholt hatte. „Ganz entschieden“, so führte diese Autorität auf dem Gebiet der weiblichen Schönheitspflege aus, „gibt es heute außerordentlich viele schöne Frauen und Mädchen, die nicht nur einen sehr hübschen, sondern auch einen sehr klaren Kopf besitzen. Die meisten der wirklich reizenden Frauen sind auch klug und intelligent. Noch mehr: eine Frau, deren Züge nur gewöhnlich sind, sieht, wenn sie voller Leben und Lebendigkeit ist, viel besser aus, als eine hübsche Frau, deren Aeußeres eine innere Langeweile verbirgt. Die hervorragendste Schönheitsärztin, die ich kannte, und die sich durch ihr Geschick ein Vermögen erworb, ist eine ausnehmend hübsche Frau. In dem Anblick einer Frau wirkt das Licht der Intelligenz immer verschönernd. Obwohl es viele hübsche Mädchen ohne viel Verstand gibt, kann ich aus meiner geschäftlichen Erfahrung heraus nicht sagen, daß es die Minderthätigen und Trägen sind, die das Monopol für ein gutes Aussehen haben. Ich finde im Gegenteil, daß die Mehrzahl der fleißigsten und tüchtigsten Geschäftsdamen des Londoner Westends, die Modistinnen, Schneiderinnen und Verkäuferinnen durch die Bank über ein hübsches Aussehen verfügen.“

Die moderne Schlantheit als — Scheidungsgrund. Ein Ansrichter in Oberschlesien klagte gegen seine Gattin auf Scheidung der Ehe wegen deren übermäßiger Magerkeit. Seine Frau sei als Mädchen eine üppige und kraftstrotzende Erscheinung gewesen. Das moderne Diätetische und die dieses voraussetzende übernatürliche Schlantheit habe die junge Frau aber bewogen, eine anhaltende Magerkeitskur vorzunehmen, die